

munal-politische Filzokratie-Affäre, und schon der Titel „Ahnserch“ wird jedem Bochumer klarmachen, wo der Hund begraben ist, denn in Arnsberg sitzt der Regierungspräsident.

Spätestens nach dieser Premiere werden die Ex-Stuttgarter die Liebe einer SPD-Obrigkeit mit der eines CDU-Haupts vergleichen können.

Man geht also aufs Ganze. Aber wann und wodurch hat Kunst politische Wirkung? Peymann ist froh über das, was ihm in Stuttgart widerfahren ist — so sehr verleumdet und so sehr geliebt zu werden: beides hat er nun nicht mehr nötig —, aber er versucht neu anzusetzen, indem er es in Frage stellt.

Wodurch wirkt das Mordsding von Richard Serra, das die Stuttgarter schon bei der Ankunft am Bochumer Bahnhof begrüßte? Nicht Zadeks Theater-Radau, sondern ein abweisend schweigendes, in sich ruhendes Monument hat in den letzten Jahren den exemplarischsten Bochumer Kunst-Skandal ausgelöst. Kann, was ein „Terminal“ kann, ein „Tasso“ nur abbilden oder auch selbst bewirken?

Der Regisseur Peymann hat sich abseits der Theaterbaustelle in eine andere alte Fabrikhalle zurückgezogen, zur Arbeit am „Tasso“. Wenn er da nach der Probe noch sitzt, in die weiße Szenerie schaut, die der Bühnenbildner Karl-Ernst Herrmann entworfen hat, und zum realen Fabrik-Glasdach hoch, auf das Regen prasselt — dann, sagt er, fühlt er sich auch ein wenig wie in einem Kunst-Raumschiff, ortlos schwebend und sich selbst zugewandt.

Sein ganzes Interesse ist auf die Reibungen, die Zusammenstöße zwischen Kunst und Gesellschaft gerichtet, aber „komischerweise war ich in Stuttgart doch gar nie der, der die direkt politischen Sachen gemacht hat. Ich war immer für das Feine, Ästhetische zuständig: Kleist, Goethe, Thomas Bernhard“. Das politische Theater, von dem der Regisseur träumt, müßte so brisant und so kunstreich sein wie der „Mephisto“ von Ariane Mnouchkine.

„Unter meinen Inszenierungen, die was geworden sind, ist keine, die nicht einen für mich klaren autobiographischen Ansatz hatte.“ Bei „Tasso“, dem Modellstück vom Zusammenstoß zwischen Künstler und Obrigkeit, liegt der, Filbinger sei dank, auf der Hand. Und doch: Peymann starrt nicht auf die eigene Lebensspur.

Vor zehn Jahren, als Peter Stein in Bremen seinen berühmten „Tasso“ machte, sei es genau richtig gewesen, den Künstler als ungefählichen Clown zu entlarven. Heute aber müsse man im „Tasso“ reflektieren, was in diesen zehn Jahren diesem Land und Künstlern oder Intellektuellen in ihm passiert ist: Verfinsterung.

Peymann skizziert Lebensläufe: Freunde von einst, deren Weg von

Schaubühnen-Anfängen zu Meisel oder Gobert führte; „linke“ Regisseure, die nur noch Delikatessen fürs Berliner Theatertreffen komponieren, und „linke“ Kritiker, die nur noch das abschmecken... Was sind das für Karrieren? Peymann hält — immer „Tasso“ im Sinn und sich in ihm — die amokläuferischen Wahnsinns-Karrieren dagegen, die in Stammheim ihr Ende fanden.

Er betrachtet das Käfig-Gehäuse, das als Tassos Arbeitszimmer auf der Bühne steht, und denkt nicht nur an Kleist, den Deutschland zerbrochen hat, und an Hölderlins Turmzimmer. Er denkt an Beuys, mit dem er einst die „Iphigenie“ inszeniert hat, und den die auch für Bochum zuständige Obrigkeit malträtierte wie die Stuttgarter ihn. Er denkt an Achternbusch, der den Petrarca-Preis verbrennt, an Thomas Bern-



Regisseur Peymann
Durch Theater eine Stadt polarisieren

hard und die Akademie für Sprache und Dichtung, und an Peter-Paul Zahl in seiner Zelle.

Wie soll der verstörte Störer Tasso enden? Vor nichts, was in Bochum auf ihn zukommen mag, scheint Peymann Angst zu haben, aber vor Goethes Stückschluß, vor Tassos Kapitulation vor dem Establishment — als käme es verzweifelter Selbstaufgabe gleich, wenn er das inszenierte.

Der Begründer des Bochumer Schauspiels, Saladin Schmitt, der Feingeist aus dem George-Kreis, der aus Bochum Shakespeares deutsches Stratford machen wollte, hat vor gut 50 Jahren gesagt — und Hermann Beil zitiert den frisch entdeckten Satz mit Genuß —, das Theater müsse „als Vertretung einer Stadtgemeinde deren ganze Zerrissenheit und Vielköpfigkeit polarisieren“. Die Ex-Stuttgarter Neu-Bochumer sind dabei, herauszufinden, wie man das hinkriegt.

FILM

Herrlicher Quatsch

„Die Patriotin“ von Alexander Kluge; Deutschland 1979; 121 Minuten; Farbe.

Das Dilemma beginnt mit dieser Stimme. Alexander Kluge spricht einschmeichelnd sanft, ganz dicht am Mikrophon, verführerisch wie ein geschulter Kinderfunk-Märchenonkel.

Er will uns überreden, zu glauben, er sei ein Knie: das Knie des Obergefreiten Wieland, der in Stalingrad fiel. Christian Morgenstern: „Ein Knie geht einsam um die Welt. / Es ist ein Knie, sonst nichts!“ Sonst nichts? O-Ton Kluge: „Als deutsches Knie interessiere ich mich natürlich vor allem für die deutsche Geschichte.“ Das ist's also: Das mittlere Beingelenk des Obergefreiten Wieland hebt an zu einer Wanderung durch die deutsche Geschichte, zu einem großen historischen Diskurs.

Mitnichten sieht man den braven Soldaten oder sein Knie oder Stalingrad, sondern, zwei Stunden lang, Schnipsel, Bruchstücke, Partikel, ein labyrinthisches Trümmerfeld: Schlachtszenen, Schlösser, Landschaften, Feldherren, Politiker; Photos, alte Bilder und Postkarten, Kinderzeichnungen, Comics, inszenierte und improvisierte und Dokumentarszenen.

Genauso zerstückelt ist das Filmmaterial: Farbe und Schwarzweiß, Zeitraffer und Zwischentitel, frühe Experimente und neue Trickaufnahmen, Spielszenen und dazwischen Hunderte von Miniatur-Montagen, kaum begonnen, schon zerronnen.

Der zweite Handlungsträger neben dem Knie ist Gabi Teichert, schon einmal fragmentarisch in einer Episode des Kollektivfilms „Deutschland im Herbst“ vorgestellt, hessische Geschichtslehrerin, handgreiflich auf der Suche nach einer besseren, positiven, pädagogisch vertretbaren Geschichte. Sie buddelt mit Amateur-Archäologen nach keltischen Vasen, versucht Abgeordnete auf dem Hamburger SPD-Parteitag 1977 für eine vernünftige Regelung der neueren Geschichte zu gewinnen, hat Ärger mit der Schule.

In ihrem Kopf, wo 2000 Jahre Geschichte herumbrodeln, muß es ähnlich aussehen wie in ihrem Dr.-Faustus-Keller, wo sie mit Hammer und Säge an historischen Wälzern laboriert: zunehmend wirr. Und was dabei zutage kommt, ist blühender intellektueller Wildwuchs, lebenswürdiger Quatsch.

Was Kluge mag und was ihm fast immer gelingt, ist die satirische Selbstdarstellung von Fachwelten, Insider-Jargons, vom offiziellen Sprachduktus vor Kameras, vor Versammlungen. Die Kinderversen eigene Weisheit fasziniert Kluge ebenso wie das groteske Palaver eines Kulturbeamten, der

Grimms Märchen nach juristischen Aspekten analysiert, oder das makabre technokratische Ritual des Parteitags.

Die inszenierten Sequenzen sind dagegen hölzern, ihre Pointen dünn. Nur Hannelore Hoger, ihr lakonisches Gesicht, ihr trauriger Kinderblick bleiben haften: ein Hauch menschlicher Wärme und (Blasphemie, ich weiß) vertrauter Kinoerfahrung in dieser hochkarätigen, abstrakten Scherbenwelt.

Kluges Film funktioniert wie eine Unterhaltung mit ihm. Er fabuliert, kokett und frivol, er schweift aus, lullt ein, übertölpelt. Jeder Gedanke entwickelt sofort seine eigene kauzige Logik; verschmitzt trudelt er sich hoch zu immer neuen Assoziationsketten und gewagten Pirouetten, er verblüfft und er blufft. Ein Einwand könnte das feingestrückte Gespinnst schnell wegfegen,

dere Geschwindigkeit als das Ohr. Das Gewissen ist ein hochsynthetisch zusammengesetztes Organ, das ohne Kultur nicht funktioniert.“ Und so weiter, seitenlang.

Das mag alles so sein, aber Kluges verblüffender Anspruch (zweifelloso auch seine Stärke) liegt in der Voraussetzung, jeder müsse wie er denken und sehen, müsse auf jede Idee, jede Überlegung mit den gleichen Erinnerungen, Erfahrungen, Bedeutungen und Phantasiesprüngen reagieren wie er selbst. Das ist kein Widerspruch zu seiner alten Theorie, der Film entstehe erst im Kopf des Zuschauers: Er tut so, als sei der verworrene Kosmos, den er da spielerisch entwirft, so plausibel wie das Einmaleins.

Auch die Kluge-Exegeten tun so und katapultieren das Werk in so luftige



Kluge-Film „Die Patriotin“: 2000 Jahre Gebrodel im Kopf

denkt man, und unterschätzt damit die vertrackte Eigendynamik solchen kombinatorischen Denkens.

„Die Patriotin“ hat diesen Reiz und den Charme einer intelligenten Plauderei. Es gibt witzige Einfälle und herrlich komische Verrücktheiten zuhauf, daneben hanebüchene Spitzfindigkeiten, abstruse Beweiskänge, Skurrilitäten. Kluge gräbt sich in seine wuchernen Phantasiegebilde ebenso ein wie in die Archäologie des Kinos, des Filmmaterials, er pusselt und spintisiert, und dank der souveränen Eleganz der Montage von Beate Mainka-Jellinghaus bleibt das immer lustig, sinnlich, oft suggestiv. Nur angespannt zuhören muß man nicht immer.

Kluge in einem Interview zu seinem Film: „Der ‚Kleine Mann im Ohr‘ ist keine Phrase, es gibt ihn wirklich. Die Zunge hat einen Konservatismus, in der Gefahrenabwehr allerdings auch eine Präzision. Das Auge hat eine an-

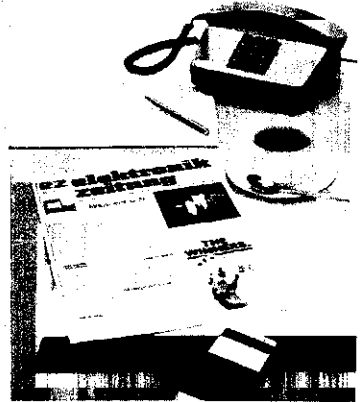
Gefilde, wo es sich schwer konkret argumentieren läßt. Doch im Fall Kluge schreibt man ja nicht nur über den Regisseur, sondern meint auch den Schriftsteller (der die Buchausgabe der „Patriotin“ vorbereitet), den Theoretiker (der mit Oskar Negt die „Geschichte der Arbeitskraft“ schreibt), den im In- und Ausland beehrten Repräsentanten des neuen, jungen, alten deutschen Kinos oder den unermüdlichen Politiker, ohne den der deutsche Film nicht wäre, wie und was er heute ist.

Und anregender als zum Beispiel der wabernde Mystizismus in Syberbergs „Hitler“ ist Kluges pfiffiger Geschichtsunterricht allemal. „Die Patriotin“ erfordert mühevollen Schürfarbeit nach Sinn und Zusammenhang, aber Kluges Trost überzeugt. Er vergleicht, in gesunder Selbsteinschätzung, sein Hoheslied der Schnipsel mit bestimmten Musikstücken: „Inhalt haben sie nicht, Substanz ja.“

Wolf Donner

* Mit Hannelore Hoger.

Montag,
17. Dezember,
9 Uhr:



Die neueste „elektronik zeitung“

Von Elektronik-Profis für Elektronik-Profis. Alle 14 Tage die neuesten Branchen-News. Umfassende, aktuelle, schnelle Information. Journalismus, wie Sie ihn von Ihrer Tageszeitung gewohnt sind. Nachrichten, Kommentare, Backgrounds aus der Welt der Elektronik.

Damit Sie immer auf dem laufenden sind.

Unser Angebot:

Nicht die Katze im Sack, sondern ein fairer Test. Zwei Monate lang kostenlos, unverbindlich. Überzeugen Sie sich. Die „elektronik zeitung“ ist maßgeschneidert für Sie!

Coupon. Bitte auf Postkarte kleben.

1st Chance

für Elektronik-Profis, die „elektronik zeitung“ kennenzulernen.

☐ Ein Probe-Exemplar reicht mir nicht. Ich möchte die „elektronik zeitung“ zwei Monate lang testen.
Kostenlos und ohne Verpflichtung.

☐ Überzeugt mich der Test, dann senden Sie mir bitte die „elektronik zeitung“ regelmäßig zu (Jahresbezugspreis 36,- DM + Porto). Ansonsten gebe ich Ihnen während der Testzeit Nachricht. Diese Vereinbarung kann ich jederzeit widerrufen.

Vorname, Name _____

Firma _____

Straße/Postfach _____

PLZ/Ort _____

Beruf/Branche _____

Datum/Unterschrift _____



Konradin-Verlag
Robert Kahlhammer GmbH
Postfach 1380
7022 Leinfelden-Echterdingen 1